

kam zu zahlreichen Racheaktionen und Greuelthaten an der deutschen Bevölkerungsgruppe; deren Vertreibung war bereits nach dem Programm der tschechischen Kommunisten vom 5. Mai 1945 vorgesehen. Sie wurde auch ebenso rasch begonnen wie die Zwangsumsiedlung von 750 000 Ungarn aus der ČSR, obwohl solche Umsiedlungen erst auf der Konferenz von Potsdam im Juli/August 1945 beschlossen und sanktioniert wurden.

Der Autor verdeutlicht, daß die Rote Armee erst am 9. Mai — also nach dem Abzug der deutschen Truppen — in Prag einrückte und damit „den Wettlauf nach Prag gewann“ (S. 91). Schon zwei Tage später, als die aus Moskau zurückgekehrte Regierung unter Edvard Beneš die Macht übernahm, sei jedoch die Legende perfekt gewesen, die Sowjetsoldaten hätten die Stadt „befreit“ und „vor der Zerstörung durch die deutschen Vandalen bewahrt“ (S. 89 f.). Nach Ansicht St.s fiel mit dem sowjetischen Einmarsch „eine wichtige Vorentscheidung“ im „Pokerspiel um Prag“ (S. 97). Es wurde schließlich mit dem kommunistischen Staatsstreich im Februar 1948 und dem Rücktritt von Präsident Beneš im Juni 1948 sowie der Einreihung der Tschechoslowakei als fester Bestandteil in den sowjetischen Machtbereich endgültig zugunsten Moskaus entschieden. Dieses Ergebnis ist nach Meinung des Vfs. Ausdruck des schwachen und schlechten „Pokerspiels“ der Westalliierten bei den Kriegskonferenzen mit Stalin. Diese Aussage wird jedoch problematisch, wenn die Sowjets „von Anbeginn mit verdeckten Karten gespielt“ haben, wie St. schreibt (S. 97). Zudem dürfte die politische Entwicklung zur Teilung Europas nach 1945 nicht so einfach mit einem Kartenspiel vergleichbar sein.

Freiburg i. Br.

Gerd R. Ueberschär

Karl Nehring: Adam Freiherrn zu Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel. Ein Beitrag zum Frieden von Zsitvatorok (1606). (Südosteuropäische Arbeiten, Bd. 78.) R. Oldenbourg Verlag. München, Wien 1983. 231 S., 2 Ktn. i. Anh.

Nur ein Zufall wollte es, daß im „Türkenjahr“ 1983 ein Buch erschienen ist, aus dem sich über die Türken und ihre Rolle in der europäischen Politik, über Türkenabwehr und Türkenkomplex mehr lernen läßt als aus einem guten Teil der Jubiläumsliteratur. Die Absicht des Vfs., einerseits eine bisher kaum beachtete Quelle zur südosteuropäischen Geschichte im 17. Jh. zu erschließen, andererseits die Motive und Komplizitäten des Friedens von Zsitvatorok aus allen erreichbaren Quellen zu erhellen, wird ohne Einschränkung verwirklicht. Die Ratifizierung dieses Friedens durch den Sultan sollte die über 16 Monate Reisezeit beanspruchende Gesandtschaft Herbersteins herbeiführen, die erste „große“, das heißt mit allem zeitgemäßen Pomp ausgestattete kaiserliche Gesandtschaft nach dem osmanischen Konstantinopel überhaupt. Beschrieben hat sie in allen Details Herbersteins Sekretär Maximilian Brandstetter, über dessen Biographie sonst nichts bekannt ist. Die reich illuminierte Originalhandschrift ist vermutlich im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden, der Edition liegt eine zeitgenössische Abschrift der Bayerischen Staatsbibliothek in München zugrunde. Dem Text (S. 69—207) ist eine eingehende Untersuchung des Friedens von Zsitvatorok vorausgeschickt (S. 15—67); Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsnamenregister sowie zwei Karten über den Besitzstand im Grenzgebiet vor 1593 (Beginn des Türkenkrieges) und nach 1606 erleichtern Verständnis und Auswertung in begrüßenswerter Weise zusätzlich. Es sei hinzugefügt, daß Karl Nehring inzwischen auch das Tagebuch der nach fast einem Jahrzehnt

folgenden, zweiten „großen“ Gesandtschaft des Kaisers an den Sultan in einem Reprint des Erstdruckes von 1622 und ein Ortsnamenverzeichnis zu dem von 1530—1618 bevorzugten Reiseweg veröffentlicht hat.¹ Das ergibt die Möglichkeit des Vergleichs im Detail und der systematischen Orientierung in den von den Gesandtschaften durchreisten Landschaften Südosteuropas.

Der einleitenden Studie über den Frieden von Zsitvatorok ist als Motto ein Zitat aus Grillparzers „Ein Bruderzwist in Habsburg“ vorangestellt, und ihr zweiter Abschnitt trägt den Titel „Die Vorbereitung der Gesandtschaftsreise im Zeichen des ‚Bruderzwists in Habsburg‘“ (S. 29—42). Damit wird unmißverständlich der größere Zusammenhang deutlich gemacht, in dem der Friedensschluß und die anschließende Gesandtschaftsreise Herbersteins entgegen einer simplifizierenden und glorifizierenden Tradition zu sehen sind. Vereinfacht formuliert: In Prag trieben die spanischen und päpstlichen Berater des regierungsunfähigen Kaisers Rudolf II. eine realitätsferne Prinzipienpolitik, in Wien mußte seinem nächstjüngeren Bruder, dem Erzherzog Matthias, dem Statthalter Ober- und Niederösterreichs sowie potentiellern König des habsburgischen Restungarn, alles daran gelegen sein, in nüchterner Realpolitik die Lage zu stabilisieren und seine interne Machtposition auszubauen. Für die Friedensverhandlungen bedeutete dies, daß Prag durch übersteigerte Forderungen die Fortsetzung des Krieges erzwingen, Wien dagegen durch eine konziliantere Haltung den Frieden sichern wollte. Als Vermittler war man auf die Siebenbürger angewiesen, die zwar ihren Frieden mit den Habsburgern gemacht hatten (Wien, 23. 6. 1606), aber von einer Reduzierung oder gar Ausschaltung des osmanischen Anteils am südosteuropäischen Kräftespiel wenig Gutes für ihre ständische und konfessionelle Autonomie erwarten durften. Noch waren die Dinge auch in den böhmischen und österreichischen Ländern in Fluß, der vollständige Sieg von fürstlichem Absolutismus und Gegenreformation war noch nicht abzusehen, die ungetrübte Glorie habsburgisch-kaiserlicher Türkensiege lag noch in weiter Ferne.

Realität war das beiderseitige Unvermögen, den Krieg fortzusetzen, und der Zwang, unter dieser Voraussetzung das bestmögliche Ergebnis bei allen den Friedensschluß begleitenden Verhandlungen herauszuholen. Das Ergebnis war dementsprechend bescheiden, gleichwohl ein habsburgischer Erfolg: Der Sultan erkannte den Kaiser als gleichberechtigt an — bisher hatte er ihn als „König von Wien“ titulierte — und fand sich mit der Ablösung des jährlichen Tributs durch eine einmalige Zahlung von 200 000 Gulden ab. Das war zweifellos eine einschneidende Veränderung der Beziehungen, aber kaum der Beginn eines Triumphzuges in Richtung Südosten. Triumphal hatten allerdings nun die kaiserlichen Gesandtschaften zu sein, auch wenn sie nach wie vor in ungarischer Tracht vor dem Sultan zu erscheinen hatten, und es türkischerseits übel aufgenommen wurde, als die zweite Gesandtschaft am 17. August 1616 mit wehenden Fahnen und klingendem Spiel in Konstantinopel einzog.² Der Pomp kostete mehr Geld, als man hatte, und brachte die Gesandten und die Standesherrn, die sie in großer Zahl begleiteten, vielfach an den Rand des Ruins. Die Präsente, die man ehrenhalber und zweckdienlich verteilt zu überreichen hatte, waren

1) A. Wenner: Tagebuch der kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel 1616—1618, hrsg. u. erläutert von K. Nehring (Veröff. des Finnisch-Ugrischen Seminars an der Universität München, Serie C: Miscellanea, Bd. 16), München 1984, XIV+148 S.; K. Nehring: Iter Constantinopolitanum. Ein Ortsnamenverzeichnis zu den kaiserlichen Gesandtschaftsreisen an die Osmanische Pforte 1530—1618 (dieselbe Reihe, Bd. 17), München 1984, 60 S.

2) Wenner, S. 47, 50.

nicht billiger als der traditionelle Tribut, und Herberstein wurde bei der Rückreise neun Monate in Ofen festgehalten, bis das letzte Viertel der Ablösesumme endlich aufgebracht war.

Auch in anderer Weise war man auf den neuen Kurs der Türkenpolitik schlecht vorbereitet. So fehlte es an zuverlässigen Dolmetschern; die es gab, suchten ihren Vorteil auf beiden Seiten, und die Vermittlung der Ungarn war auch nicht über jeden Zweifel erhaben, wenn es darum ging, habsburgische Interessen wahrzunehmen. Von dem in Zsitvatorok ausgehandelten Friedensdokument existierten sehr bald drei verschiedene Fassungen. Dementsprechend hilflos waren die Gesandten. Herberstein kehrte mit einer vom Sultan ratifizierten Friedensurkunde zurück, deren Text keineswegs genau dem entsprach, den der Kaiser unterschrieben hatte. Aber das stellte sich erst bei der Überprüfung nach seiner Rückkehr heraus, in Konstantinopel hatte man ihm nur eine Übersetzung vorgelesen. Als Grenze stand nichts fest als der Besitz von Festungen in einem weitläufigen Grenzgebiet. Die hier noch vorhandenen bäuerlichen Siedlungen — 158 „Grenzdörfer“ — wurden von beiden Seiten beansprucht, von den Türken, weil sie das Land einmal erobert, von den ungarischen Magnaten, weil sie es einmal besessen hatten. Auch das erwies sich als ein in Verhandlungen nicht lösbares Problem. Trotzdem ist der Friede auf der Basis von Zsitvatorok bis in die Mitte des 17. Jhs. immer wieder erneuert worden. Daß die Habsburger während des Dreißigjährigen Krieges nicht gleichzeitig auch noch einen Türkenkrieg führen konnten, liegt auf der Hand, aber auch die Herrscher über das Reich der Osmanen hatten andere Sorgen. Wie wenig der formale Friede wirkliche Friedlichkeit des Landes beiderseits der Grenze bedeutete, das mußten auch die Gesandtschaften erfahren, die es durchzogen, als erste die Herbersteins. Streifzüge der Haiducken und der Tataren konnten solche der Husaren vergelten, zu verhindern waren sie nicht, und wer sich vom Lagerort der Gesandtschaft entfernte, mußte mit allem rechnen. Die Verluste an Menschenleben waren beträchtlich, auch durch Krankheit und die physischen Strapazen, denen man auf der alten „Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel“ ausgesetzt war.³ Dem stand positiv die Befreiung und Heimführung christlicher Gefangener und Sklaven gegenüber, bekannter und ganz unbekannter — stets eine schwierige, riskante und kostspielige Aktion.

Die ganze Fülle der durch N.s. Publikation erschlossenen Details einer verwirrend bunten historischen Wirklichkeit kann hier nur thematisch angedeutet werden. Ostmitteleuropa ist mit Böhmen im politischen Beziehungsgeflecht des „Bruderzwistes“ als Hintergrund der Gesandtschaft sehr deutlich vertreten. So deutlich, daß Matthias den vom Kaiser in Prag ernannten Gesandten Christoph Freiherr von Teufel kurzerhand durch Herberstein ersetzte. Mit Polen, das sich immer mehr in die Moskauer Smuta verstrickte, war nicht zu rechnen. Bis zur polnisch-habsburgischen Kooperation vor Wien war noch ein weiter Weg zurückzulegen. Dies und vieles andere in einer kritischen Analyse an Hand der von ihm edierten Quelle überzeugend dargetan zu haben, ist das forschungsfördernde Verdienst N.s. Wem frühes Neuhochdeutsch noch keine Fremdsprache ist, der wird im übrigen verstehen, daß Reiseberichte dieser Art in ihrer Zeit eine beliebte Lektüre waren.

Köln

Günther Stökl

3) Bis Belgrad reiste man zu Schiff auf der Donau. Vgl. C. J. Jireček: Die Heerstraße von Belgrad nach Constantinopel und die Balkanpässe, Prag 1877. Das von Jireček gesammelte Material wird durch die Quelleninterpretationen Nehrings wesentlich ergänzt.